

E I N Ü B U N G U N D W E I S U N G

Droh- und Trostworte des Herrn

Meditationsgedanken über das Gleichnis vom geduldigen Landmann

Mark 4, 26—29

„Mit dem Reich Gottes ist es, wie wenn ein Mann den Samen auf die Erde sät, und er geht schlafen und er steht auf, Nacht und Tag, und der Same sproßt und wächst, ohne daß der Landmann selbst es weiß, von selbst bringt das Land Frucht, zuerst den Halm, dann die Ähre, dann volles Korn in der Ähre.“

„Wenn dann die Frucht soweit ist, legt er die Sichel an, denn die Erntezeit ist da.“

Joel 4, 13—16

„Legt die Sichel an, denn die Erntezeit ist da!“

„Kommt und stampft, denn gefüllt hat sich die Kelter, die Kufen fließen über, denn ihre Bosheit ist groß.“

„Getümmel und Getümmel im Tal der Entscheidung, denn genaht ist der Tag des Herrn im Tal der Entscheidung.“

„Sonne und Mond verdämmern, die Sterne verlieren ihren Glanz.“

„Der Herr dröhnt von Sion her, aus Jerusalem läßt er seine Stimme erschallen, so daß Himmel und Erde erbeben.“

„Doch Seinem Volke ist der Herr Zuflucht, eine feste Burg für Israels Söhne.“

Jak 5, 7—8

„So harret denn standhaft aus, liebe Brüder, bis zur Ankunft des Herrn! Bedenkt:“

„Der Landmann wartet auf die köstliche Frucht der Erde und geduldet sich ihretwegen, bis sie den Früh- und Spätregen empfängt.“

„So harret auch ihr geduldig aus und macht eure Herzen fest, denn die Ankunft des Herrn steht nahe bevor.“

In nur wenigen Worten des Neuen Testamentes begegnen wir dem Menschen Jesus — der damals in Palästina wanderte und predigte, und der doch Christus, der Sohn Gottes, ist — so unmittelbar, wie in seinen Parabeln. Das ist zugleich die Schwierigkeit des Exegeten, der eine Fülle von zeitgenössischem Material zusammentragen muß, um die einfachen Worte Jesu zu verstehen, wie auch die Freude des betrachtenden Christen, der hier den unausschöpflichen göttlichen Tiefen des Menschen Jesus begegnen darf.

I. Er ist der Herr der Geschichte

Zuerst muten uns die einfachen Sätze der Parabel, die uns Markus allein aufgeschrieben hat, wie ein Aufsatz an, von Kinderhand geschrieben; Wort um Wort, Satz um Satz, Gedanke nach Gedanke, ohne kunstvolle Übergänge oder Verschachtelungen, ohne geistreiche Abschweifungen. So ist das Leben des Bauern, von der Aussaat im Frühjahr bis zu dem herbstlichen Jubelruf, der durchs Dorf klingt: „Die Erntezeit ist da!“

Doch dieser Jubelruf war den gläubigen Juden, die diese Parabel zum erstenmal aus dem Munde Jesu hörten, altbekannt. Eines der großen apokalyptischen Siegeslieder, das sie schon oft in der Synagoge vernommen hatten und an dem sich ihre Messiashoffnung entfachte, benutzt ihn als Leitmotiv. Durch den Propheten Joel kündet Jahve seinem Volke den großen Sieg der Endzeit. Er selbst, Jahve, kämpft ja auf Seiten seines Volkes; der Sieg ist daher sicher. Nun ruft er sein Volk auf, die letzte Siegesschlacht für Ihn und mit Ihm zu kämpfen: „Kommt, mäht die Feinde wie das reife Korn, kommt, stampft die Leiber der Heiden, wie

die Kelter, die vom blutroten Traubensaft trieft.“ Wie muß das Herz der Zeloten höher geschlagen haben, wenn ihnen dieses Lied im Ohr klang; wie hart muß ihre Faust den Dolch unter dem Gewande ergriffen haben, wenn sie dann die hochmütige Besatzungstruppe der Römer und die Verräter aus dem eigenen Volke sahen.

Und doch, wie anders klingen diese Prophetenworte im Munde Jesu. Das beruhigende Bild des säenden Landmannes, der reifenden Saat und der bedächtige Rhythmus der Erntesieeln scheinen die grausamen Worte des Alten Testamentes in ihr Gegenteil zu verkehren. Vertrauen, Geduld und Ruhe spricht jetzt zu den Hörern und eine Zuversicht, die wie selbstverständlich auf Gottes Weisheit baut. Unser deutsches Sprichwort von den Mühlen Gottes, die langsam aber sicher mahlen, gibt etwas von dem Stimmungsgehalt der Parabel wieder.

Sicher waren die Zuhörer Jesu mit ihren Wünschen und Hoffnungen oftmals in der verheißenden glorreichen Endzeit, und sicher lauschten sie gern den Geschichten, die von Mund zu Mund über die Taten der Zeloten weitergegeben wurden, jener Männer, die in einem politischen und messianischen Freiheitsdurst die großen Taten des Alten Testamentes fortsetzen wollten, jener Männer, deren Tun die wirklichkeitsnahe Vernunft des Galiläers nicht billigen konnte, und für die dennoch, oder gerade deshalb, das jüdische Herz schlug; vielleicht waren auch einige dieser Zeloten unter den Hörern Jesu; wir denken an Simon den Zeloten, Judas den Sikkarier, den Dolchträger, wie man seinen Namen auch deutet (Lk 6, 15—16); wir denken an das Schwert des Petrus (Lk 22, 38; 22, 49—50) und an die Zebedäus-söhne, die Feuer über die ungastliche Stätte der Samaritaner wünschten (Lk 9, 54). Oft wurde hin und her diskutiert: „Warum handelt Jesus nicht? Handeln ist das Gebot der Stunde! Besonders für den, der Macht hat. Wann kommt das Signal zur Befreiung des Volkes Gottes? Hat Jesus nicht versagt? Ist er überhaupt der, der da kommen soll (Mt 11, 2)?“

Unsere Parabel ist die Antwort: Joels Prophezeiung vom Endsieg wird nicht zurückgenommen. Keine der grellen Farben seines Siegesgemäldes wird gedämpft! Gott will nicht die freudige Siegeszuversicht seines Volkes schmälern, nicht den Kampfesmut der Gläubigen verringern. Und doch wird alles anders kommen, als die heißblütigen Galiläer es erträumten. Langsam reift die Saat Gottes, so bedächtig wie alles in seiner Schöpfung. Gott hat wie der Landmann Zeit, viel Zeit und Geduld. Er allein weiß, wie die Saat heranwächst, und er allein setzt den Tag der Ernte fest, so wie er der Natur die Gesetze ihres langsamsten Reifens gegeben hat; für ihn ist ein Tag wie tausend Jahre und sind tausend Jahre wie ein Tag.

Gerade in dieser Spannung liegt der Aussagegehalt der Parabel: Jahve ist der Herr der Ernte, sein Wille und sein Recht werden siegen, ja, haben schon gesiegt, wenn auch dieser Sieg noch in seiner Hand verborgen liegt; auf der andern Seite der langsame, so ganz ohne Katastrophen oder auffallende Ereignisse ablaufende Naturvorgang: schlafen gehen und aufstehen, Nacht und Tag, wachsen und wachsen bis zur Reife.

Wir Menschen wissen gar nicht, was im Hintergrund der Geschichte vor sich geht, wir können nicht einmal die Zeichen der Zeit vollkommen ausdeuten: ist dieses Grüne dort Halm des Getreides oder Unkraut? Ist das, was der Halm trägt, schon Frucht oder nur knollende Frühlingsblüte? Wir wissen nur, daß Gott der Herr der Ernte ist; er hat uns die alles entscheidende Tatsache aller Geschichte geoffenbart, seinen Endsieg und den Endsieg seines Volkes. Weiter geht unser Wissen eigentlich nicht; darum verbietet der Herr der Ernte seinen Knechten, jetzt schon das Unkraut zu jäten, damit sie nicht die reifende Frucht mit den wuchernden Schädlings verwechseln.

II. Er ist der Herr seiner Kirche

Mit der letzten Anspielung auf Mt 13, 24—30 sind wir in der Geschichte unseres Textes schon einen Schritt weiter vorgeschritten; wir haben die Situation, in der Jesus seinen ungeduldigen Hörern antwortete, verlassen und befinden uns bei der heranwachsenden Kirche, die die Worte Jesu in der Kraft Seines Geistes überdenkt und durch die Evangelisten aufschreiben läßt. Markus hatte ja nicht zu Füßen des Meisters gesessen; er hörte die Worte auch nicht so, wie damals die Juden, „die immerfort hörten und doch kein Verständnis hatten“; er hörte sie aus dem Mund der Kirche, die sich in dem Evangelium ihre Verfassungskunde gab.

So müssen auch wir unsere Parabel noch einmal lesen und versuchen, sie zu verstehen, wie die Urgemeinde, die erste Kirche sie verstand; der Heilige Geist selbst gibt uns die Gewähr, daß dies keine Umdeutung oder gar Verfälschung ist, sondern eine Konkretisierung der Worte Jesu, wie einer unserer katholischen Exegeten es zu umschreiben versucht.

Der Zusammenhang, in dem die Parabel steht, ist jetzt nicht mehr eine örtlich und zeitlich klar fixierte Situation, sondern das Kapitel der Reich-Gottes-Parabeln. Das Bild des Säens, Wachses und Erntens verbindet alle diese Gleichnisse: Der Same, der auf dem Weg zerstreut wird, der unter die Dornen fällt und in der Sonne verdorrt; der böse Feind, der Unkraut unter die gute Saat sät: alles das (bei Mt das 13., bei Mk das 4. Kap.) stand dem inspirierten Evangelisten vor Augen, zugleich mit dem Hintergrund der immerwiederkehrenden Drohung „Wer Ohren hat zu hören, der höre“ (Mk 4, 9. 13. 23. 33).

Die Hörer sind jetzt die Christen; auch in ihnen drängte das Maranatha, das „Komm-Herr“ so sehr, daß sie am liebsten sofort in den Jubelruf „Die Erntezeit ist da“ ausgebrochen wären (Apk 22, 20; 1 Kor 16, 22). Und sie mußten lange um das Verständnis des Herrenwortes ringen: „Ihr wißt weder den Tag noch die Stunde“ (Mt 25, 13). In diesem Beten war ihnen unsere Parabel von der langsam wachsenden Saat und dem geduldig wartenden Landmann vertrauenspendende Hilfe.

Sie wußten weiterhin, daß die Verheißung Joels für das Erntefest der Endzeit nicht mehr dem Volk galt, an das Jesus zuerst seine Worte gerichtet hatte, sondern ihnen, der wahren Kirche, in der das Reich Gottes seinen Anfang genommen hatte. In dieser Spannung von Siegeszuversicht und geduldigem Harren lasen sie darum auch die Worte der Parabel, und von neuem dankten sie dem Herrn für die Kirche, in der sie in das neue Volk Gottes eingegliedert waren.

Aber auch für sie war in diesem Trostgesang der apokalyptische Kontrapunkt der Drohung unüberhörbar. Nur zu deutlich stand ihnen der Fall Israels vor Augen: die Zerstörung Jerusalems bahnte sich an, und der Brand Roms war vielleicht die Fackel, die den Ernst der Worte über Ernte und Abrechnung drohend beleuchtete. „Wer Ohren hat zu hören, der höre.“

Und noch eines wußten die ersten Christen, wie uns der Text des hl. Jakobus zeigt: der Herr der Ernte, der allein die Erntezeit festsetzt, war Gott, der sich in Jesus Christus geoffenbart hatte. Hier zeigt sich am deutlichsten, daß die grausam-fröhlichen Worte des Alten Testaments im Munde Jesu und seiner Kirche eine neue Dimension offenbaren. Jesus war ja nicht nur der Löwe vom Stämme Juda (Apk 5, 5), der nach der Prophezeiung von Sion her brüllt, sondern ebenso und vielleicht noch mehr das Lamm, das zur Schlachtkbank geführt wurde (Apk 5, 6); er war der Keltertreter, der selbst zur Traube wurde und den letzten Tropfen seines Blutes hergab.

Der hl. Markus schrieb sein Evangelium in der endgültigen, inspirierten Fassung zu einer Zeit, da die Drangsale der Verfolgung immer stürmischer auf die junge Christengemeinde zukamen. Unsere kleine Parabel mußte damals geradezu wie ein Kompendium der Heilsgeschichte erscheinen, nicht in begrifflicher, sorgfältig ausgegliederter und darum blaß gewordener Art und Weise, sondern in der lebendigen Schau jener Männer, die noch von dem, der der Inbegriff der Heilsgeschichte ist, von Christus persönlich den Auftrag der Froh-Botschaft erhalten hatten, im Verkündigungswort der Apostel.

Es waren damals sicherlich Drohworte: der apokalyptische Klang der Joel-Prophetie verband sich mit der Demut des Christen, der seine eigene Schwachheit nur zu gut kannte und weit entfernt war von der überheblichen Zuversicht eines Volkes, das auf seine Auserwählung pochte und gerade deshalb sie genommen bekam (Joh 8, 30-47).

Aber der Trost überwog doch bei weitem, denn es ging ja um ihren Jesus Christus: Er ist der Herr des Gerichtes, Er wird seine Kirche nicht verlassen. Mochten die Drangsale der Zeit auch noch so finster heranstürmen, möchte es auch scheinen, als ob die jungen Keime der Christenheit in Blut und Tränen ersticken würden; im Glauben wußte der Christ, daß dem Menschen der Lauf der Geschichte verborgen bleibt, wie dem Landmann das Wachsen der Saat, daß aber Christus seine Kirche gesegnet hat und darum in ihr das Reich Gottes sprüht und wächst bis zur vollen Frucht. Er wußte, daß der Geduld und Zuversicht, um die er den Herrn der Geschichte anslehte, auf Seiten Gottes die absolute Herrschermacht und der schon sichere Sieg entspricht.

Das Kreuz aber, dessen Geheimnis Christus mit dem Bild vom Weizenkorn, das stirbt, um Frucht zu bringen, gedeutet hatte, war für die Christen ein Unterpfand dafür, daß ihr blutiger Bekennertod nur ein Mitsterben mit dem Tod Christi ist, der Aufgang des Ostertages.

III. *Er ist mein Herr*

Die Worte Jesu sind aber nicht nur an die Juden und an die erste Christengemeinde gerichtet, sie gelten auch heute und zwingen uns zur betenden Stellungnahme. Wir wollen hier aus dem Reichtum ihrer Botschaft nur einen einzigen Lichtstrahl auf unser Leben fallen lassen.

Es ist nicht leicht zu sagen, mit wem das Reich Gottes in unserer Parabel eigentlich verglichen wird: mit dem Landmann, der sät? mit der wachsenden Saat? oder mit dem Herrn der Ernte? Doch gerade in dieser Vieldeutigkeit liegt die Dynamik des Begriffes vom Reich Gottes, der ja auch nur ein Bild ist. Reich Gottes ist Gottes Herrschaft, liegt in seiner Hand, beginnt ganz und gar mit seinem Willen und zielt durch die Geschichte hindurch, durch die Predigt und die Erlösungstat Christi, durch die Kirche auf das Heil des Menschen, auf mich.

Auch mit meinem Leben ist es, *wie mit einem Mann, der den Samen auf die Erde sät*. Was ist es doch für eine glückliche Stunde, wenn einer innerlich ganz erfüllt ist von dem, was Gott von ihm will, wenn er glaubt, vielleicht nach schwerem Versagen, den Schritt zu Gott hin getan zu haben, wie ist er sich dann bewußt, daß Gottes Gnade in ihm lebt, daß der Same des Wortes in ihm Wurzel gefaßt hat.

Und der Landmann geht schlafen und steht auf, Tag für Tag, und er weiß nicht, wie der Same wächst. Was viele Christen im Innersten bedrückt, ist nicht eine schwere Schuld, die schwere Sünde, sondern das Dahinleben, das dumpfe Wissen um Gott, den sie vielleicht schon längst vergessen haben; es ist das Auf und Ab des Lebens — man weiß nicht, ob der Wellenschlag einen voranträgt oder zurückwirft; es ist die geheime Angst, ob nicht alles vergebens ist, eine Angst, die gerade darum so bedrückt, weil man sie nicht deutlich empfindet.

Und der Same sproßt und wächst. Ist es nicht ein Zeichen unserer Zeit, daß wir gern in Selbstreflexionen unser Leben zermartern, daß wir wie der Junge mit dem Finger in die Erde bohren, den Samen herausgraben, um zu schauen, ob er schon Wurzeln geschlagen habe?

Von selbst bringt das Land Frucht. Ist nicht das Grübeln um unser Verhältnis zu Gott schon die geheime Versuchung, daß wir uns selbst in den Mittelpunkt stellen, statt Gott?

Aber lassen wir doch die Worte der Schrift in unser Herz dringen. Gott ist der Herr der Ernte. Er weiß um unser Leben, nicht wir. Er sieht das Wachstum, das unsren Augen verborgen bleibt. Und Er hat uns durch sein Kreuz gezeigt, daß die Dunkelheit fruchtbare Schoß ist für das Weizenkorn, ganz gleich ob es die Dunkelheit der Gottverlassenheit ist, die der Mystiker erfährt, oder nur die Dunkelheit, in der sich jeder Christ befindet, falls er nur ehrlich in sein Herz hineinschaut und aufrichtig vor Gott, der „Herz und Nieren prüft“ (Ps 7, 10), hintritt.

Wenn, ja wenn wir nur immer auf Ihn, auf Gott und Jesus Christus bauen wollten! Wenn wir nicht unsere Ungeduld zum Maßstab aller Dinge nähmen, sondern Seine Weisheit, Seinen Ratschluß und Seine Liebe zu uns!

Wenn dann die Frucht herangewachsen ist — wir wissen nicht, wann —, legt er die Sichel an, denn die Erntezeit ist da.